

Stilistisches zu Gotthelfs Sprache und allgemein zur Mundart

Autor(en): **Hodler, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **23 (1967)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stilistisches zu Gotthelfs Sprache und allgemein zur Mundart

Von Dr. Werner Hodler, Bern

Am 25. Juni feiert Dr. Werner Hodler seinen 80. Geburtstag. Er führte sich 1911 mit einer schönen Doktorschrift „Beiträge zur Wortbildung und Wortbedeutung im Berndeutschen“ in die germanistische Wissenschaft ein, arbeitete einige Zeit am Schweizerdeutschen Wörterbuch mit und wirkte dann als Mittelschullehrer, namentlich 34 Jahre lang an der Handels- und Verkehrsschule Olten. Seit seinem Rücktritt hat er sich wieder der Sprachwissenschaft zugewandt, hat 1954 ein schmales, aber gewichtiges Buch „Grundzüge einer germanischen Artikellehre“ erscheinen lassen und ferner einige größere, ungedruckte Arbeiten verfaßt, so über Gotthelfs Sprache und über die Syntax des Berndeutschen. Im „Sprachspiegel“ ist seit 1955 eine Reihe von Aufsätzen, hauptsächlich über Fragen der Mundartforschung, von ihm erschienen. Wir danken unserem treuen Mitglied und geschätzten Mitarbeiter für viele wertvolle Anregungen und wünschen ihm noch weitere Jahre geruhamen Forschens!

Wenn die Mundart als lebendige Sprache den Vorzug der Unmittelbarkeit, der treffenden Neuschöpfung, der Originalität vor einer bloßen Verständigungssprache voraus hat, so kennt doch auch sie die Erstarrung, die Entleerung bildhafter Ausdrücke zu abstrakten Formeln, die auch da Verwendung finden können, wo der ursprüngliche Bildsinn im Widerspruch zu der dargestellten Wirklichkeit steht, wie etwa, wenn Gotthelf schreibt: „Wenn so eine Mutter einen Sohn unter eine Haube bringen kann“ X 308*, wo ihm von dem Bild ‚unter die Haube bringen‘ nur noch die abstrakte Bedeutung ‚verheiraten‘ bewußt war. Solches Verblässen formelhaft gewordener Bilder ist charakteristisch für die Volkssprache. Sie benutzt gedankenlos die geprägten Formen, und Gotthelf macht davon keine Ausnahme. Es kommt zu drastischen

Bildervermengungen

bei ihm. „Man hat [euch Soldaten] die Todesfurcht ausgetrieben, damit ihr desto williger Futter für das Pulver würdet“ IX 352, wo das bekannte „Kanonenfutter“ durch „Pulverfutter“ ersetzt ist. In: „Wenn der nicht merkt, daß man ihn zum Narren hält, so hat der eine dicke Nase“ EB. I 125, war als Gegenteil einer „feinen Nase“ doch eher eine „stumpfe“ oder „schlechte Nase“ zu setzen. Weitere derartige Verschiebungen — sie mögen teil-

* Quellennachweise und -abkürzungen siehe Seite 76

weise bewußt in humoristischer Absicht verwendet werden — sind: „Es gab zwar auch Herzen, die nicht freudig schlugen, sondern fluchten, ... bloß heimlich; höchstens hörte es der Stallknecht“ EB. II 112. „Es gab Gesichter, denen hielt er sich drei Schritt vom Leibe.“ EB. I 125. „Nachdem sie ein Elend geschluckt hatte, ein größeres als Napoleon im Feldzug von Rußland“ XI 143, wo mit „Elend“ eben nicht subjektives Mißbehagen, sondern Mißgeschick mit Dienstboten gemeint ist. „Für die, welche ein Weib nicht liebt, sondern haßt, sind nicht viele gute Haare an ihm“ XII 381, statt: an denen läßt es nicht viele gute Haare.

Haben wir es hier mit individuellen, aber allgemeiner Sprachtendenz entsprechenden Umwertungen zu tun, so ist in andern Fällen der Übergang von der konkreten Wortbedeutung zum abstrakten Sinn allgemein geworden: „*Ds Matishulli* [ein Dämon] *hät geng de Tüüfel ghaa, mit sim Hulle* [Heulen] *d'Schaaf mache z'fürchte*“, hatte die teuflische Bosheit. Bd. Sa. 563.

Ähnlich: „Leute, die den Gugger im Leibe haben, Predigten anzubringen“, die Sucht zu predigen VII 382. „Er ist ein Utüfel zum Arbeiten“, lobend: überaus eifrig XIV 362. „E sellige Ketzler hätte er noch nie bekommen“, Rausch IV 169. „*Das isch mer eis vo de gfreutische Guetjahr gsi*“, Geschenke. Stübli 1962. „Ein neues Wirtshaus ist für Bettmacherinnen immer ein Art von Neujahrskindlein“ = Weihnachtsgeschenk VIII 41. „Das Güegi, das auf einmal in die Bauern gefahren“, die Grille, die Laune III 289. *Eim ds (bööse) Muul ahänke*. IV 11. „*Egheina megli dem andre ds Muul gennen*“, sich mit einem aussprechen Str. 70. „[Verzicht auf Gemüse] ist übrigens nicht so schrecklich, als du ein Gesicht machst“, wie es deiner Miene nach zu vermuten wäre IV 41. „Daß mich die Gwundernase in den Saal getrieben hat“, die Neugier X 282. „Wem der Geldsäckel es zuläßt, der hält sein Augenmerk z'Gast“, bewirtet seine Auserkorene XXI 258. „Sie schienen in ziemlicher Pomade sich zu bewegen“, Langsamkeit, Gleichgültigkeit IX 281. „*Im höchste Sunntig choo*“, im vollen Sonntagstaat Bm. SS. 71 (Laupen). „Der ein wüster Hund gegen die Leute gewesen sei.“ IX 460. Zeitbegriffe gehen gern in Sachbegriffe über: *E guete Jaargang*, eine gute Weinsorte, ein guter Wein. „*Settigi Jahrgäng würde rar*“, hier = so gesunde Leute. vGr. BL. 140. „*Wenn er dr Zahltag heig*“, den Lohn. R. HL. 248. Der Zeitbegriff kann zum Distanzbegriff werden: „So waren sie eine halbe Stunde gewandelt und hatten zu derselben mehr als

eine ganze Stunde gebraucht“, Halbstundenstrecke X 406. Ein persönlicher Begriff wird zum Zeitbegriff: „Wenn man jung ist, so muß man für den alten Mann sorgen“, für das Alter XI 77. Ein Ortsbegriff wird abstrakt: „Es gehörte zu den Mädchen, welche ohne Wetschland wissen, was vor einem Fremden anständig“, = ohne Welschlandausbildung EB. I 135. „Es wäre mir nichts übriggeblieben [von meinem Ersparten], wenn ich hätte nachsagen wollen, was sie mir vorgesagt“, = auf alles hätte eingehen sollen XXII 177.

Widersprüche

Pleonastische Negation gehört hieher: *Was du nid seisch! „We das eim nid afe verleidet, so söll es niemere wunger näh.“* Gd. Ufr. 13, eigentlich ein Anakoluth; der Hauptsatz sollte lauten: *so verstaan i nüt mee dervoo* oder ähnlich. „Nicht einmal mehr gegen das weibliche Geschlecht ist man höflich, geschweige denn ein Geselle gegen seine Meisterfrau“, wo gemeint ist „nicht einmal gegen junge Damen“ IX 238. „Akkurat wie es heute geht, wo, wer heute der Götze war, morgen zu Pulver zerstampft wird, und [wo] übermorgen die, welche ihn zerstampft, sich gegenseitig erwürgen“ VII 351, wo anstelle des ersten „heute“ besser „heutzutage“ als umfassenderer Zeitbegriff zu setzen wäre. „Ich würde gemordet sein oder in ein Kloster gesteckt, ehe ich daran dächte“, wo der Temporalsatz nur zum zweiten Teil der Alternative gehört. Ebenso: „Ehe er sich aufraffen konnte, lag er tot neben dem ersten.“ XVIII 36. Man weiß es, daß man einer Größe gegenüberstehe, zwischen welcher keine Vergleichung ist mit dem eigenen Ich“, statt: zwischen der und dem eigenen Ich kein Vergleich möglich ist IX 339.

Hyperbel

Nur erwähnen wollen wir hier die große Rolle, die in Gotthelfs (humoristischem) Stil die Übertreibung spielt, sowie drastische Vergleiche wie: „Bis drei Tage nach dem jüngsten“ XI 16. „Daß sie weinen mußte, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen“, was übrigens ein volkstümliches und häufiges Bild ist. „Sie schnarchten, daß die Hochstud gnappete“, der Betthimmel wackelte. „Die dato noch nicht goldenen Kälber [= atheistischen Bonzen, stellen an die Welt die Forderung], daß

dieselbe sie vergolde und bis dahin wenigstens reichlich füttere und tränke, und das letztere lieber mit Wein als mit Bier, und diesen ebenfalls je besser desto lieber.“ VII 350. „Leute, welche reden, bis sie Löcher in die Zunge kriegen.“ XI 153. „Die Spinnerin muß *gleitiger trappe als äini, wo-n-ere einisch e Chatz dür d'Radschybe gsprunge syg*“ XXIII 186. „So eine wie du bischt, rekt üserein nid a d'Chnöü ueche“. Gf. Lb. 368. Wenig pietätvoll: „Sie machten erst Augen, wie Stephanus sie gemacht hat, als er den Himmel offen sah“ XXII 192; man muß die erhabene Szene von Apostelgeschichte 7, 56 damit vergleichen! Die — oft recht unüberlegte — Verwendung biblischer Ausdrücke und Reminiszenzen gibt Gotthelfs Sprache viel eher eine parodistisch-humoristische als eine feierliche Färbung. Vgl. dazu Rud. Hunzikers Studie über den Einfluß der Bibelsprache auf Gotthelf im Anhang zu Band IX, Seite 557/58. „Eine Zerknirschung, gegen welche die Sündflut nur eine *Süderete* war.“ II 287.

Pleonasmus

Überfluß der Ausdrucksmittel stellt sich da ein, wo zwei oder mehrere (ungefähr) gleichwertige Ausdrucksmittel nebeneinander bestehen. Einem wenig reflektierenden Sprecher drängen sich dann oft beide Formen zugleich ins Bewußtsein. Pleonastischer Ausdruck begegnet in der Allgemeinsprache etwa bei der Anwendung der Artikel (*er isch der vil der besser Schüeler, e ganz e guete Wyy*), bei der Anwendung der Negationen (*nie nüüt, niene ke Mönsch* usw.), beim Hilfsverb (*i gange ga fische, es chunnt cho rägne, es faat afa rägne, la mi la syy*), ferner *in er laät im z'wüsse tue*, wo *laa* und *tue* synonym sind, sogar *er laät im la z'wüsse tue*.

So berührt sich die Bedeutung gewisser Modi mit derjenigen von Adverbien, und die Vereinigung beider Ausdrucksmittel ist alltäglich: *Es chönnt vilicht sy. Er chönnt müglicherwyys no rächt haa*. „Möglicherweise könnten die Leute ausgestiegen sein.“ EB. I 173. „*Es mues allwäg syy*.“ Sch. B. 224. *Er mues allem aa warschynlech nid der süberst syy. Du dörftisch de sälbverständlech o chly Hand alege!* Adjektiv oder Attributsatz drücken einen im Substantiv enthaltenen Begriff aus: „Eine ebenso wichtige Hauptsache ist...“ EM. III 257. „*Das isch ja di eergscht Lugi, wo ke Fade waar isch dra*.“ „*Das wär ja die ungrächtist Sach vo der Wält, wo sy chönnt*.“ VIII 211.

Pleonastisch sind auch die gehäuften formelhaften Imperative: *Sääg, loos, schwyg jitz äntlech! Säget, wartet, ganget lieber z'eersch ga Rüebli uszieh!*

Wechsel zwischen direkter und indirekter Rede

Die Gotthelfschen Romane zeichnen sich durch einen überaus reichlichen Gebrauch der abhängigen Rede aus. Kritiker haben das nicht selten getadelt, während sich doch zeigt, daß *die abhängige Rede ein Hauptmittel epischer Darstellung ist*. Der Epiker schildert uns den Reichtum einer Welt, wie sie sich in seinem Innern spiegelt, wie er sie sieht, erlebt, begreift. „Welt“ heißt hier ein Inneres und ein Äußeres in ihrem Bezug aufeinander. In die objektive Darstellung gehört aber auch der Mensch. Indem der Erzähler die Reden seiner Personen wiedergibt, leuchtet ein objektives Inneres auf. Die Reden enthüllen das Weltbild der sprechenden Personen. Das Bild wird hintergründiger und reicher. Zu der Innerlichkeit des Erzählers kommt die Innerlichkeit der dargestellten Personen. Die abhängige Form der Rede ist nun ein Mittel zur Unterscheidung der beiden Innerlichkeiten. Es gibt auch ein anderes: Der Erzähler kann die Reden seiner Personen in direkter Form wiedergeben. In diesem Fall muß er den Sprechenden ausdrücklich kennzeichnen. Auch hat er keine Möglichkeit, sich von dem Inhalt der Rede zu distanzieren, was durch die abhängige Rede geschieht. Der Leser (Hörer) ist der Suggestion der direkten Rede ausgesetzt, ohne das Verhältnis des Erzählers zu ihrer Bedeutung zu fühlen. Eine klare Perspektive entsteht aber nur so, daß *ein einheitlicher Gesichtspunkt, der des Erzählers, überall festgehalten wird*. Durch die abhängige Form der Rede wird diese *objektiviert*: So redet, denkt, meint der und der von den dargestellten Menschen, nicht der Erzähler. Daraus ergibt sich, daß die abhängige Rede ein unentbehrliches Mittel perspektivischer Darstellung ist, auf das der Epiker nicht verzichten soll. Naturalistische Wiedergabe der Reden handelnder Personen ist ein Hauptreiz neuerer Erzählkunst, von dem die klassische und romantische Epik noch kaum etwas wissen. Sie wirft helleres Licht auf die innere Welt des Menschen als irgendwelche psychologischen Beschreibungen es vermöchten. Sie gestattet ein Zusammensehen des Äußeren und des Inneren, das erst die Fülle der Welt zur Erscheinung kommen läßt. Darauf gerade beruht

die große Helligkeit der Gotthelfschen Dichtung und namentlich auch ihr satirischer und humoristischer Reiz.

Der Wechsel von direkter und indirekter Rede erfordert große Aufmerksamkeit. Zwar ist der Übergang von der einen in die andere Ausdrucksform vielfach nicht als fehlerhaft zu bezeichnen. Fehlerhaft ist es dagegen, wenn Unklarheit darüber entsteht, ob die Äußerung als eine solche des Erzählers oder als solche der handelnden Person aufzufassen sei. Denn das berührt die Bewertung der Aussage. An derartigen Unklarheiten fehlt es bei Gotthelf nun allerdings nicht.

Raschen Übergang aus direkter in die indirekte Rede zeigen Sätze wie: „*Du guts Bübli*“, sagte die Großmutter, „kannst mir doch nicht helfen“, wenn sie es ihm schon sage.“ X 470. „So ist's mit der Kesslerer, der ist's geordnet“, daß nur schlechte Leute dahin kämen, die abzubüßen hätten... Es nehme sie nur wunder, was man dort alles sehen müsse.“ XVI 195.

Übergang von indirekter Rede in direkte ist zuweilen fehlerhaft: „Wenn sie einmal drinnen wären, so fehlt's nicht“, dachten sie.“ XII 214. „*Es werde se nit töte, wenn ih scho wybe.*“ XX 166. „*He, mi müeß öppe luege, aber sövil pressiert selb nit, z'früeh treyt nüt ab.*“ VIII 123. „Sie hätten ihm alle Schande gesagt, kurz, alles, was sich erdenken läßt.“ II 125. „So werde das Korn nichts gelten, die Steuern würden täglich größer; die kann man steigern, Zehnten... bleiben sich gleich.“ IX 450. „Man wußte nicht, wie die Kinder beschäftigen, und wer hätte sie unter den Augen?“ XIV 336. Bei andern Schriftstellern: „*Er syg einisch, wo-n-er no chlin gsi isch, mit der Mueter i Wald*“ S. Rohrb. 76. „*Es heißt, me sölli ei Hang nid la wüsse, was di angeri tüeg, we me Almuesen usteilt.*“ Z. Frb.

Unangenehm ist wiederholtes Schwanken des Modus: „Wenn mal das gewesen sei, dann kämen die rechten Leute... seien... hätten... wüßten nicht recht was, und wir wenigen, welche es verstanden“, durften es nicht sagen, seien...“ XX 442. „*Es isch doch besser, we d'Dienste mitenangere uschömi, als we si zsäme läbe wi Hung u Chatz!*“ H. Hw. 147. „Lehenherren, die allemal schlaflose Nächte hätten, wenn ein Lehenmann den ganzen Zins geben kann, weil sie fürchten...“ IV 332. „*Da well si doch lieber e Büri sy, wo d'Nidle so dick het und d'Schueh so gut vermög.*“ XXIII 45. „Wie die falschen Propheten verflucht waren, so falle noch jetzt dem Fluche anheim, der sich für etwas ausgibt, und er ist es nicht.“ VI 159. „Die meinen, die Mannen seien nur für sie

da und sollten alles *la gheye, w? de Wybere öppis dur e Gring schießt oder si z'klage heige.*“ III 113.

* Quellennachweise und -abkürzungen.

Gotthelf ist nur mit Band- und Seitenzahl (römische und arabische Zahl; EB. = Ergänzungsband) angeführt nach der Ausgabe: Sämtliche Werke in 24 Bänden, hg. von R. Hunziker, H. Blösch u. a., Erlenbach-Zürich 1921 ff.

Bd. = Emanuel Friedli: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. 7 Bände, Bern 1904—27. *Sa.* = Band 7, Saanen. 1927.

Bm. SS. = Emil Balmer: Sunn- u Schattsyte. Zwo Gschichte us em Simmetal. Bern 1955.

Gd. Ufr. = Karl Grunder: D'Ufrichti. Berndeutsches Schauspiel in 4 Aufzügen. Bern 1938.

Gf. Lb. = Simon Gfeller: Landbärner. Mundartgschichten u Müschterli. Bern 1954.

vGr. BL. = Otto von Greyerz. Bärnerlüt. Bernische Lustspiele. Erster Band. Bern 1911.

H. Hw. = Hermann Hutmacher: Dür ds Hagelwätter. Bern 1942.

R. HL. = Josef Reinhart: Heimelig Lüt. Gschichte für zum Obesitz. Bern 1905.

S. Rohrb. = Melchior Sooder: Sagen aus Rohrbach. Huttwil 1929.

Sch. B. = Adolf Schaer-Ris: Drätti erzellt Müschterli us syr Juget. Bern 1940.

Str. = Albert Streich: Fehnn und andri Gschichtleni in Brienzer Mundart. Bern 1948.

Stübli = „Im Stübli“, Berndeutschspalte in der Tageszeitung „Der Bund“, Bern.

Z. Frb. = Hans Zulliger: Unger em Fröhlisbärg. Bern 1954.

Die „Germanisierung des Juras“ — eine Sage

Eine Klarstellung von welscher Seite

Kürzlich erschien in der «*Feuille d'Avis de Neuchâtel*» unter dem Titel „*Die angebliche Germanisierung des Juras*“ eine ausführliche Darlegung der wirklichen Verhältnisse durch *Francis Monbaron*, Tramelan, woraus der Berner „Bund“ folgenden Auszug brachte:

Nichts läßt annehmen, daß Bern um jeden Preis im französisch-sprechenden Jura deutschsprachige Minderheiten erhalten will. Entgegen Behauptungen aus separatistischen Kreisen hat nie irgendeine bernische Behörde auf irgendeine Weise versucht, zum Zwecke der „Germanisierung“ die Niederlassung alemannischer